

auf der Keramik bis zur neolithischen Todesauffassung und zu den religiösen Vorstellungen, um nur einiges zu nennen. Hier wird fleißig und unter Heranziehung von Nachbarwissenschaften sehr vielseitig „spekuliert“, ohne daß dieser so notwendige und fruchtbare Arbeitsgang freilich irgendwo zu einem komplexeren und damit konkreteren „Antwortmodell“ führt, das methodische Forderungen für zukünftige Untersuchungen nach sich zöge. Daran läge dem Autor sicherlich am allermeisten, und er gibt auch vielfältige Hinweise und Anregungen für mögliche Manifestationen seiner Vorstellungen im Fundmaterial, so daß man diese Abschnitte recht optimistisch und dankbar für vielfältige Anregungen durchliest. Wenn mancher sie trotzdem mit einem „ignorabimus“ abtun wird, so wird man auch hier den Grund meist in jenem irreleitenden induktivistischen Wissenschaftsverständnis sehen dürfen, das oben kritisiert wurde.

Wir sehen jedenfalls in diesen „historischen Fragestellungen“ gerade deshalb einen wertvollen Bestandteil des Buches, weil sie spekulativ sind. Eingebaut in einen strengen wissenschaftlichen Arbeitsprozeß können gerade diese Überlegungen den Weg in eine konkretere Erforschung des Neolithikums weisen, an der Behrens in so starkem Maße gelegen ist und die, wie jeder Kenner der Materie selbstkritisch zugeben wird, ein bisher nur in Umrissen definiertes und eher zufällig und gelegentlich punktuell erreichtes, sinnvolles Forschungsziel darstellt. Man wird auch an diesem programmatisch zu verstehendem Aspekt der Bearbeitung des mitteldeutschen Neolithikums in Zukunft nicht mehr vorbeikommen.

Köln.

Jens Lüning.

Robert C. Dunnell, Systematics in Prehistory. Free Press, New York 1971. X und 214 Seiten und 23 Abbildungen.

Die Klassifikation, die im geläufigen Sprachgebrauch dem entspricht, was Verf. als Systematik bezeichnet, ist einer der grundlegenden Arbeitsgänge in der Vorgeschichtsforschung wie in der Wissenschaft überhaupt. Es kennzeichnet den Stand des Theoriebewußtseins zur Genüge, daß über dieses seit den ersten Anfängen des Faches angewandte, zentrale heuristische Verfahren kaum eine gründliche Reflektion erfolgt ist, und zwar weder in der alten Welt noch, und das mag angesichts der neuerdings so vielfältigen theoretischen Diskussion in den USA ein Trost sein, in der Neuen Welt¹.

Die gegenwärtige Situation wird besonders durch das Vordringen statistischer Beschreibungs- und Analyseverfahren gekennzeichnet, die mit älteren Beschreibungen und Einteilungen des Stoffes konkurrieren, wobei generell Unklarheit über den Aussagewert der verschiedenen Methoden herrscht. Ein Symptom dafür ist beispielsweise die unterschiedliche Definition des Begriffes „Typus“, der qualitativ und (bzw. oder) quantitativ bestimmt wird. Den Vertretern und häufig auch vehementen Verfechtern der jeweiligen Methoden ist wohl nur selten bewußt, in welchem logischen Verhältnis diese zueinander stehen. In dieser Lage, die nicht selten auf eine

¹ Die weit verstreute Literatur zur sogenannten „New Archaeology“ ist jetzt in ihren Hauptarbeiten zusammengefaßt durch M. P. Leone (Hg.), *Contemporary Archaeology. A Guide to Theory and Contributions* (1972). – An europäischen Arbeiten, die sich ausführlicher mit Problemen der Klassifikation beschäftigen, seien genannt: M. Malmer, *Jungneolithische Studien* (1962); D. L. Clarke, *Analytical Archaeology* (1968).

unfruchtbare Konfrontation hinausläuft, ist es außerordentlich zu begrüßen, daß nunmehr eine wissenschaftstheoretische Arbeit vorliegt, die in wünschenswerter Weise Klarheit bringt. In kurzen Zügen seien die Hauptgesichtspunkte umrissen.

Es geht dem Autor darum, in dem wissenschaftlichen Arbeitsprozeß, der von der Frage zum Fundstoff und von da zur Interpretation führt, jenen Abschnitt näher zu behandeln, in dem die grundlegenden Einheiten erzeugt werden. Dieser als „Systematik“ bezeichnete Schritt wird im ersten Teil des Buches im allgemeinen und im zweiten Teil in seiner Anwendung auf den konkreten Fall der Ur- und Frühgeschichte erläutert.

Verfahren werden durch das angestrebte Forschungsziel bestimmt, und so geht der Autor kurz auf das Ziel der Vorgeschichtsforschung ein. Es ist die Aufgabe dieser Disziplin als einer Wissenschaft (science), für ihre Phänomene Erklärungen (explanations) zu geben, und zwar im Sinne von Voraussagen (Grad der Wahrscheinlichkeit, mit der ein gegebenes Ereignis aus vorangegangenen abgeleitet werden kann) und von Kenntnis der Zusammenhänge zwischen den so verbundenen Ereignissen; diese Kenntnis sollte so weit gehen, daß man anzugeben in der Lage ist, wie durch Änderung eines Faktors dieser Zusammenhänge auch die Ereignisfolge geändert werden könnte (control).

Diese Zielsetzung verleugnet ihre Herkunft aus den Sozialwissenschaften und letztlich aus dem modernen Empirismus nicht², und der Autor stellt denn auch die „prehistory“ als „science“, die Prinzipien und „Gesetzmäßigkeiten“ sucht, in einen Gegensatz zur narrativen „history“, die sich mit der Schilderung von singulären Einzelereignissen beschäftigt. Diese Trennung von Sozialwissenschaften und Geschichte ist sicher problematisch, und ihre Überwindung wird auch in der deutschsprachigen Literatur behandelt³.

Ob man der obigen Zielsetzung in dieser oder anderer Form zustimmt oder nicht, wichtig ist, daß sie überhaupt und explizit vorhanden ist, denn nur so kann die „relative Richtigkeit“ von Ergebnissen beurteilt und „gemessen“ werden (tested). Diese Möglichkeit zur Prüfung und Bewertung ist überhaupt ein Kennzeichen wissenschaftlicher Aussagen, und sie beginnt bei der Formulierung der Ausgangseinheiten.

Das Buch wird von einer grundlegenden Dichotomie durchzogen, dem Verhältnis zwischen der Welt der Phänomene (phenomenological) und der Welt der Vorstellungen (ideational). Es ist die Aufgabe der Wissenschaft, die Phänomene mit Hilfe der darüber entwickelten Vorstellungen und Begriffe zu gliedern und zu erklären. Phänomene kann man nur beschreiben, Begriffe muß man definieren. Erstere sind historische, in Zeit und Raum begrenzte Realitäten, letztere sind unhistorische, nur durch ihre definierenden Merkmale existierende heuristische Hilfsmittel. Phänomene kann man gruppieren bzw. sie treten in gegebenen Gruppierungen auf (z. B. die Gräber in einer bestimmten Landschaft oder in einem Friedhof), und jedes neu hinzukommende Objekt verändert die Eigenschaften der Gruppe. Klassen sind „leer“, ein neu hinzutretendes Objekt verändert die einmal gegebene Definition nicht. Nur mit Hilfe von Klassen kann man Vergleiche zwischen Phänomenen ziehen bzw. Veränderungen messen. Eine Verbreitung in Raum und Zeit zu untersuchen, hat beispielweise nur mit Klassen Sinn, nicht mit den Phänomenen selbst.

Zugrunde liegt ein ganz bestimmtes Verständnis der phänomenologischen Welt: Sie besteht aus einer unendlich großen Zahl von individuellen Objekten. Jedes unterscheidet sich, wenn man „alle“ seine Eigenschaften betrachtet, vom anderen. Erst die

² Vgl. W. Stegmüller, Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie²(1960) 351 ff.; 441 ff.

³ W. Schulze, Soziologie und Geschichtswissenschaft (1974).

Auswahl bestimmter Eigenschaften erlaubt es, mehrere Objekte als „gleich“ (identisch) im Hinblick eben auf die ausgewählten Eigenschaften zu betrachten und sie damit einer Klasse zuzuweisen. Die Auswahl dieser Merkmale ist willkürlich und hängt vom Forschungsziel ab, d. h. es gibt so viele Klassifizierungen wie Fragestellungen. Die Welt der Phänomene ist also grundsätzlich ordnungsfähig, es gibt jedoch keine primäre natürliche Ordnung, ein entscheidender Einwand gegen alle Versuche, eine einzige „Vielzweckgliederung“ des prähistorischen Fundstoffes zu erarbeiten.

Mit der Unterscheidung zwischen der „Beschreibung“ der Phänomene und dem eigentlichen Werkzeug wissenschaftlicher Erklärung, dem „Definieren“ von Klassen, ist viel gewonnen. So gehören sämtliche statistischen Verfahren (z. B. Clusteranalyse und Numerische Taxonomie, die beide ausführlicher behandelt werden) in den Bereich des „Beschreibens“, weil sie nur auf eine begrenzte Gruppierung von Objekten angewandt werden können, wobei jedes neu hinzukommende Objekt die Beschreibung verändert.

Hier liegen, wie der Autor betont, häufige Verwechslungen vor: So werden z. B. die so gewonnenen Beschreibungseinheiten häufig als „Typen“ bezeichnet, was sie formallogisch nicht sind, da ihre Grenzen nur anhand eines konkreten Fundbestandes entwickelt worden sind und sich schon in der nächsten Gruppierung ändern können. Das sollte für einen Typus aber gerade nicht gelten, vielmehr soll er ja dazu dienen, verschiedene Gruppierungen von Phänomenen miteinander vergleichen zu können.

An dieser Stelle befindet sich nun auch genau die Nahtstelle, bei der Definition und Beschreibung sinnvoll aneinander anschließen: Die Klassifikation ist nämlich eines von mehreren Verfahren, Gruppen von Phänomenen zu bilden. Die konkrete, endliche Zahl der in einer Klasse vereinigten Objekte (denotata) – die Anzahl der Objekte in einer Klasse ist logisch gesehen unbegrenzt – stellt eine historische, in Raum und Zeit begrenzte Gruppe dar. Es ist völlig legitim und sinnvoll, die nicht definierenden Eigenschaften dieser Gruppe u. a. mit statistischen Verfahren näher zu untersuchen. In der Praxis werden leider, worauf der Autor häufig hinweist, immer wieder die definierenden Merkmale einer Klasse (ihre *significata*) mit den übrigen Eigenschaften ihrer Glieder verwechselt.

Ausführlich diskutiert Verf. den logischen Zusammenhang zwischen den Merkmalen als kleinsten unterschiedenen Einheiten und den durch ihre Kombination gebildeten Klassen. Ebenso werden die beiden Formen der Klassifikation behandelt, die „paradigmatische“, in der alle Klassen gleichberechtigt sind, und die „taxonomische“, in der es höhere und niedrigere Klassen gibt, wobei die höheren sich nicht durch einen anderen, sondern nur durch einen geringeren Merkmalsbestand von den unteren unterscheiden.

Dabei wird z. B. deutlich, daß die häufige Ansicht, ein Typus stelle eine regelhafte Merkmalskombination dar, falsch ist. Er ist vielmehr eine qualitative Kombination von Merkmalen, während der quantitative Aspekt Ausdruck einer bestimmten historischen Situation und damit der Deskription ist. Auch die Annahme, Typen müßten durch deutliche Diskontinuitäten im Merkmalsbestand voneinander getrennt sein, ist logisch falsch, es reicht zur Definition eines neuen Typus eine Veränderung in einer einzigen der als definierend ausgewählten Merkmalsdimensionen.

Die Anwendung der theoretischen Konzepte auf die Ur- und Frühgeschichtsforschung im zweiten Teil des Buches sei hier nur gestreift, zumal dort eine Reihe von Termini benutzt wird, die speziell für die amerikanische Archäologie wichtig sind; eine „Übersetzung“ würde hier zu viel Raum erfordern. Selbstverständlich ist aber eine Übertragung auf europäische Verhältnisse ohne weiteres möglich. Die grundlegenden phänomenologischen Einheiten, die Artefakte und die Aggregate von Artefakten

(etwa „Funde“ und „Befunde“, doch wird Artefakt sehr richtig viel weiter gefaßt), werden definiert. Der Begriff Kultur wird in interessanter Weise als „shared ideas“ aufgefaßt, die Vorgeschichtsforschung als die Wissenschaft von Artefakten und Beziehungen zwischen Artefakten auf der Basis des Begriffes Kultur (im obigen Sinne, der etwa unserem „Formenkreis“ entsprechen sollte). Es wird auch deutlich gemacht, daß sich die normale Klassifikation auf drei Ebenen bewegt: Merkmal (als kleinste unterschiedene Einheit), Typ (als zentraler Begriff) und höhere Einheiten (u. a. Kultur im „europäischen“ Sinne) und daß vor allem oberhalb der Typusebene die gewonnenen Einheiten außerordentlich vielgestaltig sind, wobei der Sinn ihrer Aufstellung selten klar ersichtlich wird.

Schließlich kommt in diesen Kapiteln nochmals zum Ausdruck, daß zur Klassifikation nur physische Eigenschaften der Artefakte gewählt werden dürfen, daß es also nicht erlaubt ist, hierfür erschlossene Eigenschaften, wie z. B. funktionale Deutungen, heranzuziehen: Deutlich stehen sich hier die Klassifikation als analytisches Hilfsmittel und die Interpretation als Deutung von Klassen gegenüber. Damit scheiden z. B. auch alle soziokulturellen Begriffe, die in den USA nur zu leicht aus der „Social Anthropology“ in die „Prehistory“ übernommen werden, als Mittel der Klassifikation aus, nicht jedoch natürlich als Ziele einer Klassifikation.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, den theoretischen Bereich zu skizzieren, den das Buch erfaßt. Ein tieferes Verständnis der Gedankengänge kann nur aus der unmittelbaren Lektüre des in klarer Sprache und übersichtlicher Gliederung geschriebenen Werkes erwachsen. Es sollte zur Pflichtlektüre zumindest jedes Studenten der Ur- und Frühgeschichte gehören, denn diese Generation muß gerade angesichts der verführerischen, in rascher Entwicklung befindlichen mathematisch-statistischen Verfahren wissen, wie diese in den Gesamtprozeß wissenschaftlichen Arbeitens eingeordnet werden müssen.

Köln.

Jens Lüning.

Hermann Müller-Karpe, Einführung in die Vorgeschichte. Beck'sche Elementarbücher. Verlag C. H. Beck, München 1975. 115 Seiten und 1 Tabelle.

Bekanntlich hat die Vorgeschichtsforschung in den letzten Jahrzehnten in fast allen Ländern der Alten Welt einen bedeutenden Aufschwung genommen. Dank verfeinerter Methoden und mit Hilfe naturwissenschaftlicher Disziplinen konnte sie in Bereiche vorstoßen, die ihr vorher weitgehend verschlossen waren, und sie wird heute mit manchen Fragestellungen konfrontiert, die noch zwischen den beiden Weltkriegen entweder gar nicht oder allenfalls in Ansätzen zu erkennen waren. Es ist deshalb ganz natürlich und auch notwendig, daß von Zeit zu Zeit ein Prähistoriker Rechenschaft ablegt über Stand und Aufgaben der Forschung und dabei auch die interessierte Öffentlichkeit mit den methodischen Grundlagen vertraut macht.

Die vorliegende Publikation – 150 Jahre nach dem Erscheinen der ersten deutschsprachigen Einführung in die Vorzeit¹ abgeschlossen – ist aus einer Vorlesung hervorgegangen und gliedert sich in sechs Kapitel. Nach einem kurzen Vorwort behandelt Verf. zunächst Definition und Stellung der Vorgeschichte im Rahmen der Gesamtgeschichte (S. 9–16) und berichtet sodann ausführlich über die Geschichte der Vorgeschichtsforschung (S. 17–38). Im dritten Kapitel beschäftigt er sich mit den

¹ J. G. G. Büsching, Abriß der deutschen Alterthumskunde (1824).